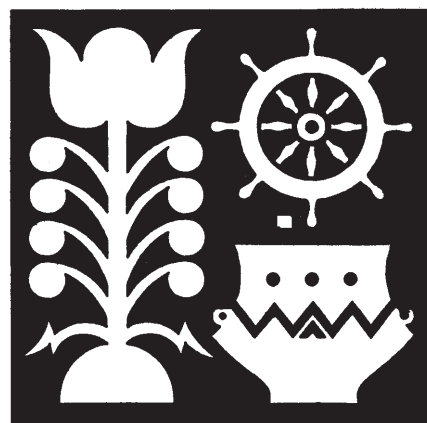


NIEDERDEUTSCHES HEIMATBLATT

Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern
Heimatbund an Elb- und Wesermündung e. V.

Postvertriebsstück H 1914 E
Gebühr bezahlt

November 2012
Nr. 755



Klein-Italien in Lehe?

Die Anfänge der italienischen Arbeitsmigration in Bremerhaven

Bremerhaven gilt, auch im eigenen Selbstverständnis, gemeinhin als Auswandererstadt. Diese Einschätzung verdankt sich der Tatsache, dass die bremischen Überseehäfen in Bremerhaven im 19. und frühen 20. Jahrhundert eine geschäftige Drehscheibe für den transatlantischen Auswanderer- und Passagierverkehr zu und von den Vereinigten Staaten bildeten. Dabei wird leicht übersehen, dass der urbane Siedlungsraum, den die Stadt Bremerhaven und ihre Vorgängergemeinden umfassen, als Ergebnis kräftiger Zuwanderung von außen entstanden ist, sodass eher von einer Einwandererstadt gesprochen werden müsste. Immerhin wuchs die Einwohnerzahl von 2.600 im Jahre 1823 auf nahezu 100.000 kurz vor dem Ersten Weltkrieg. Diese Bewegung speiste sich überwiegend aus dem Reservoir der deutschen Binnenwanderung, namentlich der Wanderung vom Land in die Städte. Doch schon seit den 1890er Jahren kam eine nicht zu vernachlässigende Zahl von Menschen auch aus dem europäischen und außereuropäischen Ausland an die Unterweser. Unter ihnen spielten – neben den in der Schifffahrt eingesetzten chinesischen Arbeitskräften – Italiener anfänglich eine besondere Rolle. Dieser von 1893 bis 1914 reichenden Phase der Arbeitsmigration gelten die folgenden Ausführungen.

Den Beginn dieser Phase markierte in den Unterweserorten ein kleines Unternehmen: die Terrazzofabrik Petrucco & Girolami. Der 1890 in Hannover gegründete Familienbetrieb eröffnete 1894 in der Kistnerstraße in Lehe eine Filiale, die sich später verselbständigte. Die aus Italien stammenden Inhaber, die zunächst nur wenige Arbeitskräfte mitbrachten, verstanden es, für ihre Produkte schnell einen Markt zu finden und neue Arbeitstechniken und Gestaltungselemente in das örtliche Bauwesen einzubringen. Eine breite Produktpalette, öffentliche Anerkennungen und die Präsenz auf Fachmessen – u. a. der Gewerbeausstellung der Unterweserorte auf dem Bremerhavener Bürgermeister-Martin-Donandt-Platz im Jahre 1913 – zeugten von der Leistungsfähigkeit des

jungen Unternehmens. Und seine Prosperität äußerte sich darin, dass bald eine Filiale in Nordenham eingerichtet wurde und dass ein Einzugsgebiet bedient wurde, das über die Unterweserorte hinaus weit ins Elbe-Weser-Dreieck und auf die andere Weserseite reichte.

Dem Beispiel von Petrucco & Girolami folgten bald weitere italienische Terrazzofabrikanten, so die Firmen Siega und Carini; erstere war in der Sielstraße (heute: Am Siel) ansässig, die letztere auf dem Gelände des beim Leher Tor gelegenen Bauunternehmens Wilms, mit dem eine enge Zusammenarbeit bestand. Damit konzentrierte sich die Terrazzoherstellung auf den Bereich der südlichen Hafenstraße in Lehe.

Bei Terrazzo handelt es sich um einen hochfesten, fugenlosen Kunststein, der durch Stampfen sowie mehrfaches Schleifen und Polieren eine unverwundliche Konsistenz gewinnt und wegen seiner vielseitigen Verwendungsmöglichkeiten sehr geschätzt war – überwiegend als mit Mosaiken optisch ansprechend gestalteter Bodenbelag, aber auch in Form vorgefertigter Bauelemente wie Wandverkleidungen, Arbeitsplatten, Spülsteinen, Waschbecken, Fensterbänken und Treppenstufen. Das neue, leicht zu reinigende Material überzeugte nicht nur durch seine Robustheit und seine Ästhetik, sondern kam auch den verstärkten Hygienebedürfnissen der Zeit entgegen, im Haushaltsalltag wie auch bei gewerblicher Anwendung, insbesondere in der Nahrungsmittelverarbeitung. Mit der Terrazzoherstellung war also neben einer Bereicherung der Baukultur ein regelrechter Technologietransfer verbunden, durch den zugleich qualifizierte Fachkräfte nach Deutschland kamen.

Diese ersten italienischen Firmengründungen begünstigten in den 1890er Jahren den Zuzug weiterer Kleinunternehmer, die sich überwiegend im Umkreis der Terrazzohersteller im Bereich der Hafenstraße niederließen. Zu ihnen gehörten in erster Linie Eiskonditoren („Gelatieri“), die, mit der typischen zweirädrigen Handkarre umherziehend, spätestens seit 1898 Speiseeis in den Unterweserorten

heimisch machten. Andere Italiener betätigten sich als Musiker, etwa als Drehorgelspieler, oder als Artisten, wieder andere als fliegende Händler, beispielsweise mit Marmorwaren, sehr viel häufiger aber mit Gipsfiguren, für die damals offenbar ein Markt bestand.

Neben diesen Kleingewerbetreibenden gab es eine größere Zahl von abhängig Beschäftigten, die als Maurer, Terrazzoarbeiter und Stuckateure bei ihren Landsleuten, aber auch bei größeren einheimischen Bauunternehmen arbeiteten. So hatten sich insbesondere die Firmen Brüggemann, Wilms und Seedorf auf Stuckaturen spezialisiert, die man im Quartier zwischen Goethestraße und Hafenstraße noch heute vielfach und in teilweise schöner Ausprägung findet. Aber auch andere Unternehmen wie Rogge und Kistner sowie Geestemünder und Bremerhavener Baubetriebe beschäftigten italienische Arbeitskräfte, zunächst vor allem als Maurer und später, nachdem sie sich die neue Technologie angeeignet hatten, auch als Terrazzoarbeiter.

Dass die überwiegende Mehrheit dieser Zuzügler in den Neubaugebieten Lehes, im Bereich der südlichen Hafenstraße, Unterkunft fand, kann Eingeweihte nicht überraschen. Denn es war genau hier, wo sich – nahe der Grenze zum boomenden Bremerhaven und in günstiger Verkehrslage zwischen Hafenstraße und der schiffbaren Geeste – mit den soeben genannten sowie weiteren Handwerksbetrieben und Kleinfabriken die bedeutenderen Bauunternehmen der Unterweserorte niedergelassen hatten. Daher verdichtete sich hier, sozusagen in der „Bauwerkstatt“ der Tripolis, die Niederlassung von Italienern.

Hierfür war die Nähe zur Arbeit ebenso ausschlaggebend wie die Möglichkeit, die landsmannschaftlichen Verbindungen zu nutzen, was meist allein schon wegen fehlender Sprachkenntnisse notwendig war. Es lag daher in der Natur der Sache, wenn nicht nur im Bauwesen beschäftigte Arbeitskräfte, sondern auch Eisverkäufer und andere italienische Händler dieses Wohnviertel bevorzugten. Wohnraum stellten nicht nur die Terrazzohersteller und Privatpersonen zur Verfügung; auch mehrere der einheimischen Baufirmen sorgten für Unterbringung. Dabei handelte es sich in der Regel um Untermietverhältnisse, die für eine kurze Zeitspanne, längstens für eine Sommersaison, eingegangen wurden, bzw. im Falle der Bauunternehmen, um Gemeinschaftsunterkünfte, die auf dem jeweiligen Betriebsgelände angeordnet waren. Ein wenig aus diesem Rahmen fiel ein größeres Wohnhaus, das sich unweit der Firma Petrucco & Girolami an der Ecke Goethestraße/Kistnerstraße gelegen (Goethestr. 30) zwischen 1900 und 1914 zu einem Anlaufpunkt für die häufig wechselnden italienischen Ar-

Antonio Siega & Co.
Sielstraße 6-8 LEHE Sielstraße 6-8
Telephon 1003
Filiale: Blexen (Oldenburg)
empfiehlt seine aus nur bestem Rohmaterial hergestellten
Mosaik-Terrazzo-Ausführungen.
Halbharter und schöner fugenloser Belag für Flure, Küche, Läden, Badestuben, Veranden etc.
Unternehmer für Zement-Böden, Beton-Arbeiten, Zement-Stufen und Gypsestrich, zweckmäßigster Belag unter Linoleum.
Ständiges Lager von Terrazzo-Gossesteine, Fensterbänke und Treppenstufen.
Fordern Sie ohne Verbindlichkeit Muster und Kostenschätzungen.
Seit 1902 in über 1000 Neu- und Umbauten geteufert

Telephon Nr. 802
JOSEPH CARINI
Hafenstr. 167 LEHE (Bahnübergang)
empfiehlt sich für sämtliche Terrazzo-Arbeiten
Spezial-Artikel: Spülsteine
(Muster gesetzt, geschützt).

Werbeanzeigen zweier Terrazzohersteller in Lehe
(Adressbuch Lehe 1908 und 1911).

beitskräfte entwickelte. Insgesamt waren es mehr als 100 Italiener, die im Laufe der Jahre hier Unterkunft fanden.

Unzweifelhaft gehörten also Italiener seit der Wende zum 20. Jahrhundert vor allem in der Sommerzeit zum Alltag des Quartiers zwischen Hafenstraße und Goethestraße. Sie rückten allerdings zeitweise noch stärker ins Bewusstsein der Einheimischen, indem sie zu bestimmten Anlässen in größerer Zahl in Erscheinung traten, nämlich insbesondere während der Bauarbeiterstreiks der Jahre 1904 und 1910, die von den Unternehmern mit Aussperrung beantwortet wurden. Denn damals wurden Arbeitskräfte von einheimischen Bauunternehmern mit Sonderzügen aus Italien und anderen europäischen Ländern an die Unterweser geholt, wo sie dann einige Monate lang bei den laufenden Bauvorhaben Einsatz fanden. In diesem Zusammenhang diente im Jahre 1904 ein damals leerstehendes Haus in der Hafenstraße (Nr. 98) für ein halbes Jahr als Unterkunft für 134 italienische Maurer und Hilfsarbeiter; das Gebäude, das zuvor die erste katholische Schule Lehes beherbergte, hatte, war für diesen Zweck eigens von der Firma Rogge angemietet worden. Dieser Vorgang fand große öffentliche Aufmerksamkeit, nicht nur wegen gewerkschaftlicher Demonstrationen gegen ein derartiges Unterlaufen des Streiks, sondern vor allem auch deshalb, weil er mit einem spektakulären Ereignis in Zusammenhang stand: dem Einsturz eines fast fertiggestellten neuen Wohnhauses in der Bremerhavener Kaiserstraße (Nr. 34). Von den 9 Personen, die dabei ums Leben kamen, traf es 3 Italiener.

In Anbetracht dieser räumlich recht dichten und zeitweise auffälligen Präsenz von Menschen italienischer Herkunft könnte man leicht

Filiale NORDENHAM
Kistnerstraße 57

Terrazzo-Fußböden
in jedem gewünschten Muster und jeder Preislage

Treppenstufen
in Terrazzo und Cement-Beton

Gossesteine – Fensterbänke
Öfen- und Herdsockel sowie
Steinholzfußböden

PETRUCCO & GIROLAMI
INHABER:
C. de Marco, S. Petrucco, G. Toffolo

Wanddekorationen
in Marmor-Mosaik und Tonstift

Kunstmarmor
für Säulen und Wandbekleidungen

Treppenstufen in Kunstgranit und
Kunstsandstein

Alpseestrich, beste Unterlage für Linoleum

Terrazzo- u. Mosaik-Fabrik
Gegründet 1890

Einige Referenzen
in Bremerhaven:
Hochschule
Hochhaus
Hochhaus

Lehe-Bremerhaven, den 4. Aug. 1926
Kistnerstraße Nr. 17.

Briefkopf der Firma Petrucco & Girolami, 1926 (Stadtarchiv Bremerhaven).

Fortsetzung Seite 2

Klein-Italien ... Fortsetzung von Seite 1

auf den Gedanken kommen, dass sich an der südlichen Hafenstraße in Lehe eine kleine italienische Kolonie etabliert hätte, so wie man sie etwa von ethnischen Siedlungsquartieren in amerikanischen Städten kennt: mit eigenen Infrastrukturen der Beschäftigung, des Wohnens, des Alltags und der Freizeitgestaltung, vielleicht sogar mit einem gewissen südländischen Flair. Dies auch angesichts der Tatsache, dass sich die betreffenden Personengruppen aus zwei eng begrenzten Herkunftsgebieten in der Provinz Venedig speisten: im Fall der Terrazzoarbeiter aus dem Dorf Fanna und im Fall der Eisverkäufer aus einem Tal der Dolomiten.

Dies war jedoch, um es vorwegzunehmen, nicht der Fall. Und dies hängt damit zusammen, dass weder die Zahl des Personenkreises, noch die Dauer, die Intensität und der Charakter ihrer Anwesenheit eine ausreichende Basis für eine solche ethnische Infrastruktur bildete. Denn was führte diese Menschen in die damaligen Unterweserorte Bremerhaven, Geestemünde, Wulsdorf und insbesondere nach Lehe?

Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir noch einmal zum Ausgangspunkt dieses Beitrags, zum Jahr 1894, zurückkehren. Jenes Jahr steht für den Übergang Deutschlands vom Auswanderungsland zum Einwanderungsland. Damals nämlich kreuzten sich zwei Bevölkerungskurven: die abwärtsgerichtete Kurve der deutsch-amerikanischen Auswanderung und die aufwärtsgerichtete Einwandererkurve. Deutschland hatte den Übergang vom Agrarstaat zum Industriestaat geschafft und war nunmehr in der Lage, die wachsende Bevölkerung mit Arbeit zu versorgen. In bestimmten Bereichen machte sich sogar Arbeitskräftemangel bemerkbar, der nur aus dem Ausland gedeckt werden konnte. Hierzu gehörten insbesondere Tätigkeiten mit starker körperlicher Beanspruchung, namentlich im Bergbau und in der Landwirtschaft, wo polnische Kräfte dominierten, sowie im Hoch- und Tiefbau, einem Sektor, der bevorzugt Italiener nach Norden zog. Infolgedessen waren um die Wende zum 20. Jahrhundert bereits 100.000 italienische Arbeitskräfte im Deutschen Reich tätig. Die meisten von ihnen wurden bei Erdarbeiten eingesetzt, wie sie für Hafen-, Kanal- und Gleisbauten erforderlich waren; für sie war typisch, dass sie im Auftrage größerer Unternehmen oder Behörden als Arbeitskolonnen von Baustelle zu Baustelle zogen. Andere, nament-

lich Maurer, Stuckateure und Terrazzoarbeiter, waren – so wie in Lehe – hingegen fester Teil des örtlichen Baugewerbes.

In beiderlei Hinsicht entstand in den Unterweserorten im späten 19. Jahrhundert ein großer Bedarf, denn der mit dem Ausbau der Häfen in den 1890er Jahren (Kaiserschleuse, Kaiserhäfen II und III, Fischereihafen) und der Eisenbahnverbindungen (Strecken Lehe-Cuxhaven und Wulsdorf-Stade, Verlegung der Trasse zum neuen Hauptbahnhof) einsetzende und bis zum Ersten Weltkrieg anhaltende Bauboom konnte nur durch von außerhalb kommende mobile Kräfte befriedigt werden. Parallel dazu erzeugte das rapide Bevölkerungswachstum großen Bedarf an Wohnraum und anderen Gebäuden. So waren neben den Maurern und Terrazzoarbeitern auch zahlreiche italienische Erdarbeiter im Einsatz. Allerdings hatten diese beiden Gruppen keine Verbindung zueinander. Denn letztere waren in der Nähe des Fischereihafens und der Eisenbahntrassen überwiegend in Baracken untergebracht, ohne Kontakt zur einheimischen Bevölkerung, sodass hier schon vom Ansatz her keine Basis für eine Kolonie gegeben war.

Entscheidend war jedoch, dass all diese Beschäftigungsverhältnisse hochmobil und saisonal, d.h. auf die wärmere Jahreszeit begrenzt

gegen, die, ihre Familien in Italien zurücklassend, während des Sommers nach einem möglichst guten Verdienst strebten, um diesen ungeschmälert in die Heimat zu transferieren. Bei der Mehrzahl dieser Menschen handelte es sich insofern um junge männliche Arbeitskräfte ohne Familienanhang, die lange Arbeitszeiten und ungünstige Arbeitsbedingungen akzeptierten, sich mit schlichten Wohnverhältnissen zufrieden gaben und auf Zerstreuung verzichteten. Sie nahmen dabei auch in Kauf, von den Arbeitgebern als Konjunkturpuffer und Lohndrücker missbraucht sowie von Seiten der Gewerkschaften – wie im Falle der geschilderten Arbeitskämpfe – mit dem Vorwurf des Streikbruchs konfrontiert zu werden. Auch die Terrazzoarbeiter, obwohl als Fachkräfte besser entlohnt, sowie die Eisverkäufer folgten diesem traditionellen Verhaltensmuster saisonaler Wanderarbeit, das sich bei Eisdielen teilweise bis heute erhalten hat.

Beide Entwicklungen waren weder einer ethnischen Koloniebildung noch einer gesellschaftlichen Integration förderlich. Die Mehrzahl der vor allem als Maurer und Erdarbeiter tätigen Italiener lebte und arbeitete vielmehr unter spezifischen Bedingungen, die als „Capo-System“ beschrieben werden: Vorarbeiter (Capos) übernahmen als



Fußbodenmosaik und Heizkörperschleuse aus Terrazzo im Vestibül der Industrie- und Handelskammer Bremerhaven, 2012 (Foto: Verfasser)

daneben zeitweise Filialen in der Lloydstraße, in der Georgstraße in Geestemünde und in der Hafenstraße in Lehe.

Die hierin zum Ausdruck kommende Entwicklung in Richtung auf eine gewisse gesellschaftliche Integration fand durch den Ersten Weltkrieg jedoch ein jähes Ende. Bis 1915 verließen alle noch verbliebenen Italiener die Unterweser. Nach Kriegsende verfolgte die Reichsregierung angesichts der veränderten Arbeitsmarktlage und steigender Auswanderungszahlen eine stark restriktive Ausländerpolitik. So kehrten nur zwei der Terrazzofabrikanten wieder zurück. Einer von ihnen, Antonio Siega, war übrigens der Einzige gewesen, der eine Deutsche zur Frau genommen hatte und in das gesellschaftliche Leben Lehes integriert war. Während das Unternehmen nach seinem frühen Tod Mitte der 1920er Jahre den Betrieb einstellte, existierte die Firma Petrucco & Girolami noch bis weit in die 1950er Jahre. Hingegen wurden die saisonalen Wanderungstraditionen zunächst nicht wieder aufgenommen. So blieben auch die italienischen Eisverkäufer aus; an ihre Stelle traten einheimische Gewerbetreibende, die sich neben dem Straßenverkauf zunehmend auf Eiscafés spezialisierten.

Im Baugewerbe traten Italiener unter nationalsozialistischen Auspizien erstmals wieder 1937, nach einem Anwerbeabkommen mit Italien, vor allem im Kasernen- und Bunkerbau in Erscheinung, bevor sie während des Zweiten Weltkrieges, nach dem Bruch mit Italien, zur Zwangsarbeit verpflichtet wurden, von der sie 1945 von den Alliierten befreit wurden.

Mit dem Anwerbeabkommen, das die Bundesrepublik 1955 mit Italien schloss, begann die Zeit der „Gastarbeiter“. Bereits ein Jahr zuvor hatte der ehemalige Schiffsteward Elio Rizzardini in der Hafenstr. 96 die erste italienische Eisdielen Bremerhavens eröffnet. Dies markiert den Beginn einer Ära, die in gewisser Hinsicht an die 1914 unterbrochene Entwicklungslinie anknüpfte; doch die Teilhabe an diesem zwischenzeitlich von Einheimischen beherrschten Feld mussten sich die neuen Zuwanderer erst wieder erkämpfen.

Dr. Hartmut Bickelmann

Literatur:
Bickelmann, Hartmut: Mehr als nur geschäftige Drehscheibe des Auswandererverkehrs. Bremerhaven als vielgestaltiger Wanderungsraum, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 81 (2009), S. 85-120.



Terrazzo-Fußbodenmosaik der Fa. Petrucco & Girolami im Haupttreppenhaus der Wilhelm-Raabe-Schule, 2012 (Foto: Verfasser).

waren. Dies entsprach der Art der Tätigkeit, vor allem aber auch den Wünschen der Unternehmer und der Arbeitsverwaltung, die mittels eines jährlichen Rückkehrzwangs eine dauerhafte Einwanderung zu verhindern suchten. Die saisonalen Arbeitsverhältnisse kamen aber auch den Zuwanderern selbst ent-

Subunternehmer die Anwerbung für ihre jeweiligen Arbeitskolonnen, steuerten den Arbeitseinsatz und waren auch für eine gewisse soziale Einbindung ihrer Leute verantwortlich. Während sie meist ihre Familie bei sich hatten und über mehrere Jahre in Deutschland lebten, bestand die Kolonne aus ledigen jungen Männern, die oft nur für eine Saison angeworben wurden. In ähnlicher Weise waren die Arbeitsverhältnisse bei den Terrazzounternehmern strukturiert. Die italienischen Unternehmer und Vorarbeiter bildeten somit einen festen Kern und einen ruhenden Pol innerhalb der fluktuierenden Zuzugs- und Rückkehrbewegung ihrer Landsleute, die jährlich neue Kräfte an die Unterweser führte, was aber eben auch eine dauerhafte Koloniebildung im Sinne eines „Klein-Italien“ verhinderte.

Allerdings zeichnete sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Tendenz zu größerer Sesshaftigkeit ab, was sich beispielsweise bei dem Eiskonditor Ermanno Soravia beobachten ließ. Nachdem er von 1898 bis 1903 jährlich allein mit seiner Handkarre unterwegs gewesen war, nahm er von 1904 bis 1914 zusammen mit seiner Frau seinen festen Wohnsitz in Bremerhaven. Während dieser Jahre betrieb er in der Langen Straße (heute: Prager Straße) ein Ladenlokal und unterhielt



Das Wohnhaus Goethestraße 30, Ecke Kistner-Straße, 2012 (Foto: Verfasser)

Stadtwappen und Stadtflagge für Cuxhaven

Erst 1913 erhielt die Stadt Cuxhaven ihr eigenes Wappen



Auf den alten Siegeln des Amtes Ritzebüttel war bis 1858 die Große Bake abgebildet.

Am 4. Januar 1907 wurde von der Hamburger Bürgerschaft ein Gesetz beschlossen, welches die Landgemeinde Cuxhaven in eine Stadtgemeinde umwandeln sollte. Am 15. März 1907 trat dieses Gesetz in Kraft, und aus den ehemaligen drei Gemeinden Alt-Cuxhaven, Döse und Ritzebüttel war die Stadt Cuxhaven entstanden. Der Gemeindevorstand hieß fortan Magistrat und bestand aus einem rechtsgelehrten Bürgermeister und zwei Ratmännern. Die Gemeindeversammlung hieß nun Bürgerversammlung.

Mit der Erhebung Cuxhavens zur Stadt tauchte der Wunsch nach Schaffung eines eigenen Stadtwappens auf, was sich in der Folgezeit allerdings außerordentlich schwierig gestalten sollte.

Am Mittwoch, dem 5. Juni 1907, wurde in Anwesenheit des neu gewählten Bürgermeisters Bleik Max Bleicken die Stadtwerdung mit einem Festessen im Cuxhavener Kur-Hotel feierlich begangen. Dabei wurde wiederholt das Fehlen eines eigenen Stadtwappens und einer Stadtflagge außerordentlich bedauert, zumal bereits vor der Stadtwerdung deren letzter Gemeindevorsteher, Seede Balsen, der Landherrenschaft den Entwurf eines Stadtwappens mit der Bitte zugestellt hatte, diesen zwecks Prüfung und Begutachtung dem Senat in Hamburg vorzulegen. Diesen ersten Entwurf hatte der angesehene Cuxhavener Malermeister Hermann Kirchhof (1845-1926) geschaffen, der zum Zeitpunkt der Stadtwerdung als Stellvertreter des 1. Ratmannes Seede Balsen fungierte. Dieser Entwurf ist jedoch sang- und klanglos verschwunden, denn er tauchte aus den Aktenstößen der Hamburger Bürokratie nicht wieder auf.

Insgesamt sollte es sechs lange Jahre dauern, bis dem Wunsch der Stadt Cuxhaven nach einem eigenen Wappen und eigenen Farben Rechnung getragen wurde, obgleich sich Bürgermeister Bleicken zwischen 1907 und 1911 immer wieder um eine endgültige Entscheidung in der Wappenfrage bemüht hatte, denn Cuxhaven benötigte doch auch dazugehörige neue Dienststempel und Siegel.

Wie einer Zeitungsnotiz des Jahres 1907 zu entnehmen ist, sahen die Vorstellungen für ein Wappen aber zunächst völlig anders aus als der später gelieferte endgültige Entwurf. Es heißt dort:

„Die jüngste Stadt Niedersachsens, Cuxhaven, soll nun auch ein Wappen erhalten, das den heraldischen Regeln entspricht und die historische Entwicklung der jungen, übrigens in kräftigem Aufschwung begriffenen Stadt, die sich zu einem Marineplatz ersten Ranges entwickelt, zum Ausdruck bringen soll. Das Wappen wird voraussichtlich aus einer Verbindung des Hamburger Wappens mit dem

der alten Familie von Lappe, die bekanntlich in Cuxhaven die Lappenburg erbaut und sich lange Zeit als gefürchtete Seeräuber einen wenig rühmlichen Namen erworben hatte, bis die Hamburger ihnen mit Gewalt ihr sauberes Handwerk legten, oder mit einer stilisierten Abbildung des Ritzebütteler Schlosses, des Wahrzeichens von Cuxhaven und dem Amtssitz des Amtsverwalters, bestehen.“

Doch die Hamburger Sachverständigen und Gutachter taten sich weiterhin schwer und ließen sich Zeit, denn das zukünftige Wappen der Stadt Cuxhaven sollte mit den Gesetzen und Regeln der Heraldik unbedingt übereinstimmen. Senatssekretär Dr. A. Hagedorn vom Hamburger Staatsarchiv gab schließlich am 23. Juli 1911 eine ausführliche gutachterliche Stellungnahme ab.

Aus diesem Gutachten war ersichtlich, dass man als Fachleute für Heraldik die Herren Hulbe und Hupp hatte gewinnen können, die entsprechende Entwürfe und Vorschläge unterbreitet hatten. Übereinstimmend waren beide Herren davon ausgegangen, dass auf jeden Fall die Kugelba-

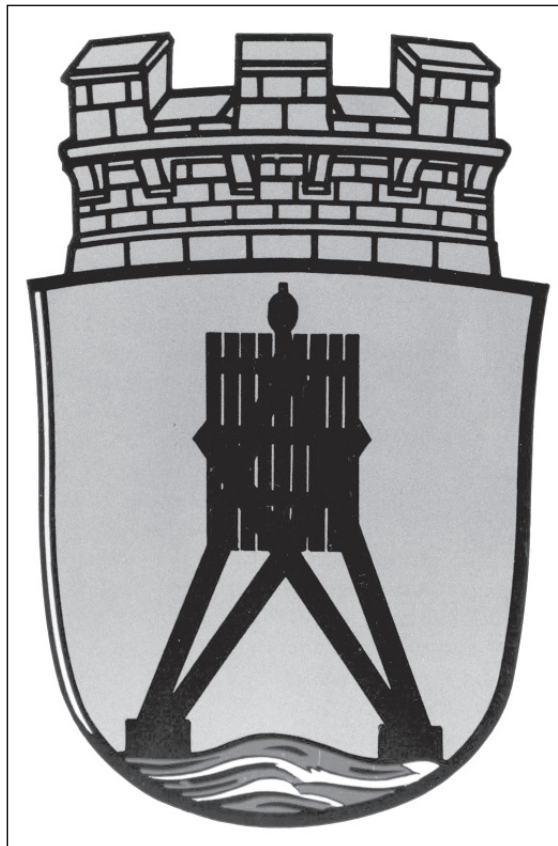
ke als Wappenbild gegenüber allen anderen Vorschlägen zu bevorzugen sei.

Schon Jahrhunderte vorher hatte in den alten „Ritzebüttel Amts Siegeln“ eine Bake bis 1858 als zentrales Motiv gedient, allerdings nicht die wahrscheinlich seit 1704 existierende Kugelbake, sondern die noch ältere so genannte Große Bake, auch als Rossbake bezeichnet, die mit rund 39 m Höhe die einstmals größte Bake an der gesamten deutschen Küste gewesen ist. Nach 1858 war die im Amtssiegel gezeigte Große Bake durch das Hamburger Wappen mit der dreitürmigen Burg und einer neuen Umschrift ersetzt worden.

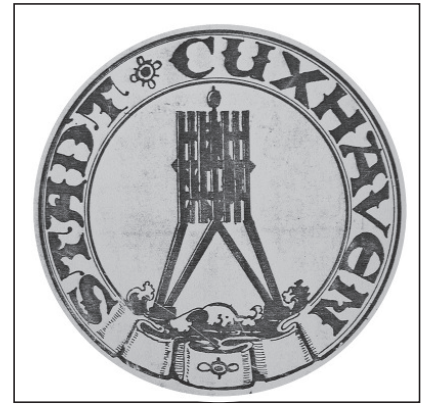
Um sich historisch und heraldisch nach allen Seiten abzusichern, wurde als weitere wissenschaftlich beratende Autorität der bedeutende Hamburger Kunsthistoriker Justus Brinckmann eingeschaltet, der im Jahre 1876 das Museum für Kunst und Gewerbe gegründet hatte. Auch Brinckmann war einverstanden mit dem Entwurf Hulbes. Allerdings hatte Dr. Hagedorn im Zuge des langwierigen Verfahrens noch Bedenken

wegen der Wappenfarben geäußert, die seiner Meinung nach zugleich die Farben der Stadt zu repräsentieren hatten. Die beiden Heraldiker hatten nämlich für ihre Entwürfe die hamburgischen Farben Weiß und Rot gewählt. Nach heraldischen Gesichtspunkten muss die Farbe der Schildfigur der des Schildes vorausgehen, deshalb wären bei weißer Schildfigur die Farben der Stadt zukünftig wie in der Mutterstadt Hamburg gewesen, nämlich Weiß und Rot, bei roter Schildfigur umgekehrt Rot und Weiß.

In diesem Zusammenhang machte Dr. Hagedorn jedoch geltend, dass die Kugelbake in den zu diesem Zeitpunkt rund 200 Jahren ihres Bestehens niemals rot oder weiß, sondern immer schwarz bzw. dunkel gewesen sei, weshalb die Farbe Schwarz für die Kugelbake als Schildfigur gewählt werden müsse. Sie könne



Das Cuxhavener Stadtwappen mit stilisierter Kugelbake auf goldgrundiertem Grund.



Die älteste Fassung des Siegels der Stadt Cuxhaven, um 1914.

dann auf goldenem oder silbernem Grund stehen, so dass die zukünftigen Stadtfarben entweder Schwarzgold oder Schwarzsilbern sein würden. Schwarzweiß wollte man auf gar keinen Fall, denn das wäre eine allzu deutliche Anspielung auf das Cuxhaven umgebende Preußen gewesen, dessen Landesfarben damals Schwarz und Weiß waren. Das den Fuß der Bake umspülende Wasser sollte silbern oder grünlich nach der Farbe des Meeres gestaltet werden. Eine über diesen Vorschlag hinausgehende zusätzliche Anbringung des hamburgischen Turmwappens hatte das Staatsarchiv von vornherein nicht empfohlen.

Endlich war es soweit: Der von den Gutachtern ausgearbeitete Vorschlag für ein zukünftiges Cuxhavener Stadtwappen wurde gründlich im Cuxhavener Magistrat diskutiert. Im Januar 1912 konnte dem Landherrn die Entschliebung mitgeteilt werden, dass die Stadt mit dem Motiv der Kugelbake in der Form der Hulbe'schen Entwürfe einverstanden sei, ebenso mit der Wahl der Farben Schwarz und Gold. Eine im Wappen vorhandene Andeutung der Zugehörigkeit Cuxhavens zu Hamburg sei nicht erforderlich. Damit hatte man sich aber noch nicht über die Frage der Stadtflagge geeinigt, denn die Farbe Schwarzgold bzw. Schwarzgelb gefiel den Mitgliedern des Magistrats nicht, weshalb eine weitere Anfrage erfolgte, ob es nicht möglich sei, Farben zu wählen, die nicht unbedingt im Wappen vorkämen, was übrigens vom heraldischen Gesichtspunkt zulässig war.

Am 1. Februar 1913 hatte Hamburg die endgültige Genehmigung für das neue Stadtwappen erteilt. Es zeigte eine dunkle, von Wasser umspülte Kugelbake, umrahmt von einem goldenen Schild, auf dem eine Mauerkrone mit drei Zinnen angebracht war. Für das Aussehen der Stadtflagge war bestimmt worden, „dass die Stadt Cuxhaven als Flagge entweder die hamburgische Flagge oder eine Flagge in den Farben weiß und rot zu setzen habe“. – Tatsächlich wehte an Festtagen etliche Jahre lang die Hamburger Flagge mit den drei Türmchen auf rotem Feld von den öffentlichen Gebäuden, ehe man sich schließlich für die weißrote Flagge entschied, die auch heute noch gehisst wird.

Seit Jahrzehnten ist in Cuxhaven auch weitgehend in Vergessenheit geraten, dass das Wappen im Volksmund eine Zeit lang verächtlich als „Backenzahn“ bespöttelt wurde, weil der Entwurf mit seiner dominierenden viereckigen Darstellung im Mittelteil des Wappens sowie den nach unten spitz auslaufenden Balken gehörig an Schlankheit eingebüßt hatte und einem Backenzahn mit langen Wurzeln ähnelte.

Peter Bussler

Friedrich Juchter 85 Jahre alt

Am 1. November hat unser langjähriges Vorstandsmitglied Friedrich Juchter seinen 85. Geburtstag gefeiert.

Seit den 80-er Jahren hat er die Morgensterner wesentlich mitgeprägt, seit 1984 als Schatzmeister und seit 1990 als stellvertretender Vorsitzender. Zuvor schon hatte er als Direktor der Kreissparkasse gemeinsam mit unserem Heimatbund den Mühlenfonds aus der Taufe gehoben, der die Grundlage der jetzigen Mühlenstiftung der Morgensterner und der KSK ist. Vor allem nach seiner Pensionierung fand er die Zeit zu zahlreichen regionalgeschichtlichen Veröffentlichungen. Das Buch, das er 1987 zum 150jährigen Jubiläum der KSK herausgab („... das herrliche Institut. Die Geschichte der Kreissparkasse Wesermündel-Hadeln und ihrer Vorgänger-Institute 1837 – 1987“) erwies sich als so umfassend, dass man beim diesjährigen 175-jährigen Jubiläum der KSK auf eine neue Publikation verzichten konnte. Friedrich Juchter ist immer noch aktives Mitglied des Herausgabeausschusses des Jahrbuchs der Morgensterner. Wir sind dankbar für die langjährige aktive Unterstützung und freuen uns auf weitere fruchtbare Zusammenarbeit.

NBK

Morgensterner-Seminartag der Heimatpfleger

Die wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Potentiale in den Orten und Landschaften

„Die Heimatpflege braucht sachkundige Berater und Helfer. In den Regierungsbezirken sind hauptamtliche Bezirksheimatpfleger erfolgreich tätig. In den kreisfreien Städten, Landkreisen und teilweise auch schon in den Großen Kreisstädten widmen sich amtlich bestellte, ehrenamtlich tätige Heimatpfleger (Stadt- oder Kreisheimatpfleger), die von den Bezirksheimatpflegern beraten werden, dieser Aufgabe.“

Die Mitarbeit dieser ehrenamtlichen Heimatpfleger ist in jeder kreisfreien Stadt, in jedem Landkreis und grundsätzlich auch in jeder Großen Kreisstadt notwendig, weil die Heimatpflege überall des Rates und der Förderung bedarf. Diesen kommunalen Gebietskörperschaften wird daher empfohlen...“.

So lautet der Vorspann der offiziellen „Heimatpflege-Richtlinien“, die 1981 gemeinsam vom Innen- und vom Kultusministerium erlassen wurden. Wohl gemerkt: vom Innen- und Kultusministerium des Freistaates Bayern. Diese Richtlinien (zu finden unter www.heimat-bayern.de/index.php/zeige/index/id/125) räumen den Heimatpflegern ausgedehnte Anhörungs- und Mitspracherechte ein, u. a. ihre Beteiligung im Denkmalschutz, im Planungs- und Bauwesen, auch in den „Planfeststellungsverfahren nach dem Bundesfernstrassengesetz“, bei der Neu- und Umbenennung von Straßen, im schulischen Sachkundeunterricht und im kommunalen und kreis kommunalen Natur- und Landschaftsschutz – von der Archiv- und Brauchtumpflege ganz zu schweigen. Betrachtet man den Wohlstand und die kulturelle Vielfalt und Authentizität der ländlichen Räume zwischen Main und Alpen, so sind sie fraglos als Teil der bayrischen Erfolgsgeschichte anzusehen.

Aus ihnen spricht die Überzeugung, dass die künftige Attraktivität des sog. ländlichen Raums als Lebensort von seiner kulturellen und infrastrukturellen Grundausstattung und vor allem von der Sicherung der Vorzüge abhängt, die das ‚Land‘ der ‚Stadt‘ voraussetzt: harmonische Orts- und Landschaftsbilder, vergleichsweise geringe soziale Spannungen, gesellschaftlich-politische Konsensfähigkeit, Identifikation mit dem Lebensraum und ein ausgeprägtes Wir-Gefühl. Bemerkenswerterweise enden die bayrischen Richtlinien mit einer Bitte der ‚Staatsgewalt‘: „Die Heimatpfleger werden gebeten, auch in Zukunft dazu beizutragen, unsere Heimat vor Verlusten zu bewahren und den vorhandenen Werten neue hinzuzufügen.“

Leitlinien auf Landkreisebene

In Niedersachsen gibt es leider nichts Vergleichbares. Jedenfalls nicht auf staatlicher Ebene. Allerdings haben sich die niedersächsischen Landkreise sporadisch der Heimatpflege angenommen. So etwa der Landkreis Göttingen, der Leitlinien für die Arbeit in der Heimatpflege erarbeitet hat (www.landschaftsverband.org/dokumente/leitlinien-heimatpfl-kgoe.pdf) oder auch der Landkreis Cuxhaven, der bis Mitte der 1990er Jahre die Ortsheimatpfleger in seinem Gebiet zu jährlichen Versammlungen einlud. Diese Ortsheimatpfleger-Tage – so erinnere ich mich noch gut – waren beliebt und erfuhren großen Zuspruch.

Zum Teil haben aber auch die immer grösser werdenden Samt- und Einheitsgemeinden bereits erkannt, dass sie ihrer eigenen Größe gegenüberstehen müssen, indem sie das strukturelle Potential ihrer Dörfer erschliessen und nicht veröden lassen. Hervorzuheben sind hier die Gemeinden Loxstedt, Schiffdorf und Langen, wo

auf das flächendeckende Vorhandensein von Ortsheimatpflegern geachtet wird, die dann auch auf den Internet-Seiten der Gemeinden relativ leicht zu finden sind.

Seit einigen Jahren haben die Männer vom Morgenstern in Verbindung mit dem Archiv des Landkreises Cuxhaven die Tradition der Heimatpfleger-Tage wieder aufgenommen: 2008 veranstalteten sie ihren ersten „Seminartag“ für Heimatpfleger mit Dr. Angelika Kroker als Referentin zum Thema der örtlichen Geschichtsschreibung. 2010 folgte eine Veranstaltung unter dem Thema „Die Kirche im Dorfe“ zur kreativen und wirtschaftlichen Nutzung örtlicher Denkmäler. Bei dieser Gelegenheit hatten mehrere private Eigentümer bzw. Betreiber von Denkmälern Gelegenheit, ihre Nutzungskonzepte vorzustellen, so das Theaterensemble „Das letzte Kleinod“, das vom denkmalgeschützten Bahnhof in Geeststeden aus operiert, oder Christian Jacobsen, der in Teilen der Windmühle in Lintig einen Landhandel betreibt.

Der Titel des diesjährigen Seminartages am 7. September in Osten an der Oste lautete „Der Letzte knipst das Licht aus“. Thema war, mit weniger provokanten Worten, der „Bedeutungsverlust der Landgemeinden“. Der Versammlungsort konnte dabei als Paradebeispiel zur Veranschaulichung des Themas beitragen, bildete doch das „Gericht Osten“ jahrhundertlang eine eigene Verwaltungseinheit und war bis 1973 tatsächlich noch Sitz eines Amtsgerichts. Daneben diente Osten mit vorzüglicher Hotellerie, Gastronomie und Kaufhäusern auch als regionales Zentrum zur Versorgung des Umlands bis hin nach Nordkehdingen. Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts investierte man in den fortschrittlichen Bau einer Schwebefähre, um Osten in Verbindung zu halten mit der seit 1881 verkehrenden Unterelbeschen Eisenbahn.

„...der Ursprung ist das Ziel“

Die in Otterndorf erscheinende „Niederelbe-Zeitung“ berichtete über den Seminartag unter dem Titel „Alte Ideen für die Zukunft?“. Dabei verkannte sie, dass es den Heimatpflegern nicht um das Zaubern aus alten Hüten geht, sondern um die Freilegung derjenigen Potentiale, die nur bei einer historischen Betrachtung der Ortsentwicklung deutlich werden. Behilflich dabei waren Ostens Bürgermeister Carsten Hubert und Heimatpfleger Frank Auf dem Felde. Während Hubert den Ist-Zustand Ostens darstellte, zeigte Auf dem Felde die Spuren des Bedeutungsverlusts („Aus dem Zentrum in die Randlage“) und die Potentiale ihres Wiedergewinns im Ortsbild. Prof. Dr. Hansjörg Küster verdeutlichte als Präsident des Niedersächsischen Heimatbundes, dass in der Ortsentwicklung „der Ursprung das Ziel ist“. Er plädierte nachdrücklich gegen ein Imitieren von „Urbanität“ (siehe oben rechts stehenden Kasten) und für eine Besinnung auf dörfliche Stärken, handele es sich dabei um wirtschaftliche, soziale oder kulturelle Traditionen, deren Entstehung und Ausprägung auf die lebensräumlichen Besonderheiten des Dorfes zurückzuführen sind.

„Wenn Orte und Landschaften betrachtet werden, auch ihre Vergangenheit und Zukunft“, so führte Küster aus, „spielen nicht nur reale Dinge eine Rolle, sondern ganz besonders die Ideen, die mit dem Ort verbunden werden. Sie werden aus der Vergangenheit gespeist, in der Gegenwart überdacht und als Ziel für die Zukunft formuliert. Die Marschen an Nordseeküste, Elbe und Oste sind



In der „Kulturmühle Osten“ – rechtes Gebäude – tagten die Heimatpfleger. (Foto: Frank Auf dem Felde)

noch kaum mit einem Mythos verbunden, der die Menschen stärker anzieht als billige Grundstückspreise. Man braucht auch hier eine gute Story, um den Orten eine Zukunft zu geben.“

*Die Ratzenburg will Grossstadt werden
Und schlägt die alten Linden um;
Die Türme macht sie gleich der Erden
Und steckt gerade, was traulich krumm.
Am Stadtbach wird ein Quai erbaut
Und einen Boulevard man schauet
Vom untern bis zum obern Tor;
Dort schreitet elegant hervor
Die Gänsehirtin Katherine,
Die herrlich statt der Krinoline,
Zu aller Schwestern blassem Neide,
Trägt einen Fassreif stolz im Kleide.
So ist gelungen jeder Plan,
Doch niemand sieht das Nest mehr an!*

(Gottfried Keller)

Erfreulich war es auch, dass das Treffen in zeitlicher Nachbarschaft zum Tag des Offenen Denkmals in der denkmalgeschützten „Kulturmühle Osten“ stattfinden konnte, die seit 2009 von einem eigenen Förderverein als öffentlicher Veranstaltungsort hergerichtet und betrieben wird, wo der Seminartag mit einem gemeinsamen Abendessen ausklang.

Dr. Axel Behne

Umschau

Buch über die Rosenberg

Unter dem Titel „Die Rosenberg von Debestedt – Ein Relikt aus dem Mittelalter“ hat Artur Burmeister ein 92-seitiges Buch verfasst und herausgegeben.

Jahrzehntelange Nachforschungen und unterschiedlichste Auffassungen über die gewesene Turmhügelburg sowie über die Adelherren von Debestedt sind in dieser Schrift zusammengefasst.

Das Buch ist ab sofort für 9,50 EUR über den Heimat- und Museumsverein Debestedt, Telefon 0 47 43 / 91 13 52, bestellbar und an den jeweiligen Öffnungstagen im Heimatmuseum erhältlich.

Niederdeutsches Heimatblatt

Verlag: Nordsee-Zeitung GmbH, Hafenstraße 140,
27576 Bremerhaven, Druck: Druckzentrum Nordsee GmbH.
Das Niederdeutsche Heimatblatt erscheint monatlich als
Verlagsbeilage der Nordsee-Zeitung.
Redaktionsausschuss: Rinje Bernd Behrens, Dr. Hartmut
Bickelmann, Karl-Heinz Carstens und Hans-Walter Kewelow.
Stellungnahmen, Manuskripte und Beiträge
richten Sie bitte an:
Rinje Bernd Behrens, Müggengrabenweg 2, 27607 Langen,
☎ (047 43) 55 87.



Veranstaltungen der Männer vom Morgenstern

Dezember 2012

Montag, 3. Dezember 2012, 15–18 Uhr, Bremerhaven-Weddewarden, Schloss Morgenstern, Burgstraße 1: Arbeitsgemeinschaft „Flurnamen im Spiegel der Geschichte“

Sonnabend, 8. Dezember 2012: Vorweihnachtliche Fahrt nach Emden mit Besuch des Weihnachtsmarkts, Abfahrt: 7.30 Uhr ab Bremerhaven-Hbf.; Leitung: Gudrun und Bernhard Huskamp

Montag, 10. Dezember 2012, 18.30 Uhr, Bremerhaven-Weddewarden, Schloss Morgenstern, Burgstraße 1: Bibliotheks-Arbeitsgemeinschaft; Leitung: Thorsten Gajewi und Peter Schönfeld

Donnerstag, 13. Dezember 2012, 18.30 Uhr, Bremerhaven-Weddewarden, Schloss Morgenstern, Burgstraße 1: Arbeitskreis „Familienkundliche Quellenforschung“; Leitung: Rinje Bernd Behrens

Dienstag, 28. Dezember 2012, 19 Uhr, Cuxhaven, Heimatarchiv, Feldweg 16: Arbeitskreis „Cuxhavener Stadtgeschichte“; Leitung: Peter Bussler

Die „Arbeitsgemeinschaft Hadeln“, Leitung Heiko Völker, tagt wöchentlich mittwochs um 15 Uhr im Gemeindesaal der evangelischen Kirche in Osterbruch.

Die „Familienkundliche Arbeitsgemeinschaft (Computergenealogie, Gesprächskreis und Arbeits- und Informationsstunde)“, Leitung Fred Wagner, tagt im Dezember nicht.

„Männer vom Morgenstern“

Heimatbund an Elb- und Wesermündung e.V.

Vorsitzende: Dr. Nicola Borger-Kewelow
Telefon 0471/65733

Schriftführer: Heiko Völker
Telefon 04751/900132

Geschäftsstelle: „Schloß Morgenstern“, Burgstraße 1, Bremerhaven-Weddewarden

Geschäftszeiten:
dienstags 15–19 Uhr, sonnabends 10–13 Uhr

Internet:
www.m-v-m.de